einer Gruppe von Inseln nördlich des Amazonenstromes, die als kahle Felsen aus dem Atlantischen Ozean emporragen und während eines Teiles des Jahres unter der Aequatorsonne braten — samt den Gefangenen. Die Königsinsel ist die größte unter ihnen und dient als Hauptquartier des Kommandanten und als Zuchthaus für die schlimmsten Verbrecher.

Die Teufelsinsel als die drittgrößte nimmt Hochverräter und lebenslänglich Verbannte auf. In einsamen kleinen Zellen leben sie tagein, tagaus in dem Bewußtsein, daß sie darin sterben werden. Der Fall des Hauptmanns Dreyfus machte die Teufelsinsel weltberühmt.

Auf der Königsinsel ist eine Spielhölle, die von Chinesen betrieben wird. Die schlimmsten Verbrecher geben sich hier ein Stelldichein. Aber während Mörder und Banditen herumsitzen und mit anderen dunklen Ehrenmännern trinken kommen andere Sträflinge herein, die noch widerlicher sind als dieser, der sich rühmt, seine Mutter gemordet zu haben, oder jenes Scheusal, dessen größtes Vergnügen es ist, zu erzählen, wie er ein Kind zerstückelte. Es sind aussätzige Verbrecher von der Aussätzigen-Kolonie. Sie sind fast nur nächtliche Besucher, diese Leprakranken, noch unheimlicher und gespenstischer, als jene anderen, die ihren von Malaria und Fieber verheerten Körper herumschleppen — das Siegel des Todes auf dem Gesicht.

Nach Eintritt der Dunkelheit schleichen sich die Aussätzigen aus der Kolonie, wo sie Hühner, Gänse, Enten und Schweine züchten. Die Wächter scheuen sich, sie zu verhaften, denn sie sehen schauderhafte Bilder verfallender Körper, wenn sie den Aussätzigen allwöchentlich die Nahrungsmittel hinwerfen.

Diese Kranken kommen zu der Spielhölle, um ihr Geflügel und andere Produkte gegen Wein auszutauschen und zu spielen. Sie sitzen an den Spieltischen und trinken aus denselben Gläsern wie die andern. Diese chinesische Kaschemme ist ihr einziges Vergnügen.

Nur selten gelang einem Sträfling die Flucht von der Teufelsinsel oder von einer anderen dieser Inselgruppe. Immerhin gab es Zeiten, da bis zu einem Viertel der Verbannten nach Holländisch- oder Britisch-Guinea oder Venezuela entflohen. Es war natürlich nur möglich durch Bestechung. „Ein Beamter kommt mit einem halben Koffer" — sagen die Gefangenen — „und reist ab mit sechs."

Unter den Entflohenen sind zwei auch in Newyork bekannte. Der eine ist Eddie Guerin, der weltberühmt wurde durch die Beraubung der Lyoner Banken und der American Expreß Company in Paris. Er entwich nach Holländisch-Guinea. — Der andere ist Gabriel Monrey, der zu der Ladung von 340 der Edelsten und Besten der Großen Nation gehörte, die kürzlich auf dem Verbrecherschiff „La Martiniere" die Fahrt in die Verbannung antraten. Monrey sperrte den Newyorker Millionär Shattuck nebst Familie im Keller ein und raubte das Haus aus. Er wurde jedoch in Frankreich ergriffen und zum Tode verurteilt, auf Wunsch der Beraubten aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Der Edelmann brüstete sich bei der Abfahrt, innerhalb zweier Jahre wäre er wieder in Newyork.

Falls es Monrey jedoch nicht gelingt, seine Wächter zu bestechen, so wird es keine Ewigkeit dauern, u. die Haifische werden seinen leblosen Körper zerreißen, wenn er ins Meer geworfen wir — man beerdigt nämlich keine Toten auf den Rettungsinseln. Er hat nur eine schwache Hoffnung, indem er sich durch Tätowieren unkenntlich machen läßt. Er mag sein Gesicht bemalen lassen, daß er wie ein Wolf aussieht, wie es einst ein Sträfling tat. Doch dies kostete jenem das Leben, denn als ein Wächter sich über ihn lustig machte, schlug er ihm mit einer Hacke den Schädel ein.

Für den Sträfling, der sich loszukaufen gedenkt, ist die größte Schwierigkeit die, das Geld zu verstecken, denn die Aufseher, wie auch seine lieben Mitbrüder, rauben ihn bei der ersten Gelegenheit aus. Der beste Platz, um auf der Teufelsinsel Geld zu verstecken, soll, — der Magen sein, und damit ist eine der schauerlichsten Episoden in der Geschichte der Strafkolonie verknüpft.

Vor Jahren kam man dahinter, daß auf dem Wege nach Venezuela eine Gruppe von Flüchtlingen nach der anderen verschwand. Weder Behörden noch Sträflinge konnten dieses Rätsel lösen, bis endlich ein glücklich Entflohener das mysteriöse Verschwinden aufklären konnte. Dieser Mann, ein Araber, hatte nebst fünf anderen mit einem Kolonisten ein Abkommen getroffen, mit ihnen in seinem Boot zu entfliehen. Der Ansiedler selbst, ein wohlhabender Bauer, hatte bis dahin bei seinen Nachbarn als moralisch recht streng gegolten, und niemand traute ihm zu, er würde gegen Bezahlung Gefangenen zur Flucht verhelfen.

Der wieder eingefangene Araber erzählte, wie der Ansiedler ihn und seine Gefährten zur bestimmten Zeit an der verabredeten Stelle getroffen, und zwar mit dem Boot und einem Negerknecht. Als sie die Küste des Festlandes erreichten, setzte er das Boot auf den Strand und riet den Gefangenen, darin zu bleiben, während er und der Neger auslugen wollten, ob die Luft rein sei. Kaum aber waren die beiden an Land, als der Retter mit seinem Gewehr auf die Gefangenen zu schießen begann.

Obwohl verwundet, gelang es dem Araber doch, zu entfliehen, und im Dickicht verborgen beobachtete er, was der Ansiedler und der Neger mit den Leichen seiner Kameraden anstellten. Sie nahmen ein Messer, schlitzten ihnen die Bäuche auf und suchten im Magen nach Münzen. Dann warfen sie die Leichen den Haien zum Fraß ins Meer. Schließlich mußten der Ansiedler und der Neger bekennen, daß sie zahllose andere Sträflinge auf diese Weise gemordet und beraubt hatten. Lebenslängliche Haft auf der Teufelsinsel war ihr Lohn.

So gehören denn die französischen Verbannungsinseln, zu den Orten, an denen sich die düstersten Kapitel in der Geschichte der Menschheit abspielen. Alle Schrecken aus Dantes „Inferno" sind hier keine Phantasie, sondern fürchterliche Wirklichkeit.

—⊙—

Kälte- und Wärmequellen

In weiten Kreisen ist die Ansicht vorherrschend, daß Kälte- und Wärmewellen aus Amerika über den Ozean herüberkommen. Das ist ein Irrtum. Man muß die atmosphärischen Zirkulationen über der ganzen Erdoberfläche verfolgen, um ein klares Bild zu bekommen. In Nordwesteuropa bringen Nordostwinde die kältesten Winter, Südostwinde die wärmsten Sommer. In Amerika an der Ostküste bringen Nordwestwinde die größte Kälte und Südwestwinde die Hitzewellen, wie man dort sagt. Der Unterschied ist dadurch bedingt, daß Europa das Meer im Westen, Amerika im Osten hat. Das Meerwasser heizt die Luft im Winter, die Landmassen heizen sie im Sommer. Unser letzter Wintermonat Februar war ein ganz abnormer. Er hat Bayern, Württemberg und Baden um fünf bis sechs Grad, Norddeutschland um zwei bis vier Grad zu hohe Temperaturen gebracht. Karlsruhe hat nur einen, Tilsit dagegen 20 Frosttage gehabt. Am Rhein gab es Orte, die in diesem letzten Wintermonat überhaupt keine Temperaturen unter Null hatten. Diese auffallende Abnormität war eine Folge der stark ausgebildeten Tiefs auf dem Ozean, die durch den Golfstrom angeheizt werden. Sie veranlassen auf ihrer Vorderseite, also in Westeuropa Südwestwinde, auf der Rückseite, also im Osten Nordamerikas Nordwestwinde. Diese Gegend hatte daher einen sehr kalten Februar. Dort war Polarstrom, bei uns Aequatorialstrom.

Dr. Gr.

—⊙—

Der Lummelfelsen auf Helgoland

Von Dr. L. Franck-Braunschweig.

Wer schon am Nachmittag auf der roten Nordseeinsel landet, den treibt ein unaufhörliches Verlangen, noch am ersten Tage das seltsame Eiland zu umschreiten. Schnell ist er vermittelst der Treppe oder des Aufzugs im „Oberland" und beginnt seinen Rundgang in westlicher Richtung. Noch ist er nicht weit nach Norden vorgeschritten, als er von einem nie gehörten arrr — arrr — orrr — orrr überrascht wird, das sich in das Brausen der Wogen und das Pfeifen des Windes mengt. Das ist das Toglied der Lummen, das sie von Sonnenaufgang bis zur Rüfte, von April bis Ende Juli, ertönen lassen. Mit dem Frühling haben sie sich — wer weiß, seit wieviel Jahrhunderten — ausgerechnet auf diesem Felsen niedergelassen, um in seinen Gesimsen die Brut aufzuziehen. Dieser südlichste Vogelberg von Europa, der „Lummen-Felsen", ist Helgolands schönstes Naturdenkmal. Den ganzen Sommer hindurch schimmert er von dem schwarzweißen Farbenmosaik seiner Bewohner, dröhnt er von dem schmetternden Geschrei ihrer Stimmen. In der Nähe betrachtet, gibt dieser nordische Tauchvogel, den die Wissenschaft als „Uria salge" bezeichnet, viel Interessantes zu schauen. Wie beim Pinguin ist sein Leib walzenförmig aufgerichtet, die Augen blicken harmlos treu, die stummelartigen Flügel aber sind so tief angesetzt, daß Brust, Hals und Kopf stark vorgeschoben erscheinen. Prachtvoll ist der Glanz des enganliegenden Gefieders, das über dem Rücken schwarzbraun, vom Bauch bis zur Kehle schneeweiß gefärbt ist.

Im Mai beginnt die Brut in den Konsolmulden des Felsens. Diese Bequemlichkeit enthebt sie der Sorge um den Nestbau. Auch herrscht bei ihnen das Einkinder-System, das jedoch wieder durch das ziemlich hohe Alter des Vogels wett gemacht wird. Ist das Junge ausgebrütet, dann beginnt das wildeste Treiben um den Felsen. Fortgesetzt schwirren die Alten vom Felsen zum Meer und aus den Fluten wieder zurück, immer unter den gleichen Triumphgesängen junge Heringe, Sandspieren und andere Nahrung herbeischleppend. Einem Vogelbienenstock gleicht der Felsen. Nach zwei Monaten heißt's für die Jungen, den Sturz in die Tiefe zu wagen. Lange fliegen und trippeln die Alten vor ihnen her, bis sich die Flüggen endlich, halb unfreiwillig, halb durch den Hunger gezwungen, dazu entschließen. Von da an aber entfernen sich die Vögel von Tag zu Tag weiter auf die See. Mitte August steht der Lummenfelsen wieder stumm und verwaist da; nur das reichliche Geschmeiß, das ihn wie marmoriert erscheinen läßt, erinnert an das Leben und Treiben, das hier monatelang sich abspielte.

Ein Glück nur, daß das Fleisch des Vogels ziemlich tranig schmeckt, sodaß es sich weder als Leckerbissen noch als Exportgut eignet. Immerhin schätzt ihn die Küche der Einwohner sehr, sodaß eine Schonzeit auch für die Lummen eingehalten werden muß, soll das Jagdgebiet dauernd sein und das einzigartige Naturdenkmal erhalten bleiben. Früher begann die Lummenjagd am Jakobitag (25. Juli), und mit einer gewissen Feierlichkeit gab vom Boot aus der Landratsverweser den ersten Schuß. Dann begann das Mordgeballer von allen Seiten. 1000 Stück wurden damals durchschnittlich auf solcher Jagd umgebracht, und die letzten Lummen, die immer noch zum Felsen flogen, weil sie als todesmutige Eltern ihre Jungen nicht verlassen wollten, waren die Ziele der besonders guten Vogelschützen. Aber das Jammergeschrei der hungersterbenden Jungen, das dann noch tagelang von dem Felsen herabtönte, griff doch manchem Badegast und Helgoländer ans Herz. Man hat jetzt — nicht zuletzt auf Anraten der biologischen Anstalt — den Beginn der Jagd auf den 1. September verlegt, an welchem Tage die harmlosen Tiere großenteils schon auf hoher See sind.

—⊙—

Der zweimal Geräderte

Im Jahre 1747 wurde zu Orleans ein Mensch wegen Straßenraubes gerädert. Er hatte keine Verwandten, die verlangt hätten, seinen Körper ausgeliefert zu erhalten. Als der Scharfrichter daher seine Pflicht vollzogen hatte, übergab er den Leichnam einem Wundarzte. Die Füße, Schenkel und Arme des Elenden waren zerschmettert, aber dessen ungeachtet spürte der Wundarzt noch Leben in dem Körper, und es gelang ihm, nach einiger Zeit den Unglücklichen in das Leben zurückzurufen.

Bewegt durch die Bitten seiner Hörer bei seinen anathomischen Vorlesungen, sowie durch das Flehen des Räubers, beschloß er, seine Wiederherstellung zu versuchen. Aber beide Beine und der eine Arm des Elenden waren so zerschmettert, daß sie abgenommen werden mußten. Doch genas der Unglückliche. Hierauf lieg der Wundarzt ihn auf seine Bitte 50 Meilen von Orleans führen, wo der Arme in Zukunft durch Betteln sein Leben fristen wollte. Er wählte hier einen Platz an der Landstraße, nahe bei einem Walde, und seine elende Lage erregte das Mitleid jedes Vorüberkommenden, zumal man meinte, er habe als Soldat seine Glieder im Kriege eingebüßt.

Ein Viehhändler, der aus der Stadt vom Markt zurückkehrte, wo er sein Vieh verkauft hatte, wurde von dem Bettler um eine Gabe angesprochen. Er warf diesem ein Stück Silbergeld zu. „Ach!" seufzte der Bettler, „ich kann es nicht erreichen; denn wie ihr seht, habe ich weder Arme noch Beine — er hatte seinen einen Arm versteckt — steckt mir doch Eure Gabe in meine Tasche." Der Viehhändler stieg von seinem Wagen herab, nahte sich ihm, da erblickte er den Arm des Bettlers, den er mit einer eisernen Stange bewaffnet über ihm schwang. Er fing den Streich mit seinem Arm auf, ergriff dann den Räuber — trug ihn in seinen Wagen und lieferte ihn an die Obrigkeit aus. Hier wurde er durchsucht, und man fand in seiner Tasche eine Diebespfeife. Dadurch wurde der Verdacht gegen ihn rege, daß er im Walde Helfershelfer habe, was denn auch die nähere Untersuchung ergab. So wurde denn der Bettler nochmals zum Tode verurteilt, und da das Urteil nur an einem Arme vollstreckt werden konnte, wurde dieser an mehreren Stellen gebrochen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

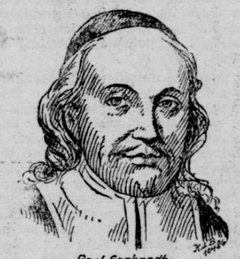
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 21 — Donnerstag, 27. Mai — 1926

Paul Gerhardt

Zu seinem 250. Todestag, 27. Mai 1926.

Das evangelische Deutschland schickt sich an, in diesen Tagen das Gedächtnis seines größten Kirchenlieddichters aus Anlaß der 250. Wiederkehr seines Todestages festlich zu begehen, Paul Gerhardts. Wenn es im 17. Jahrhundert überhaupt wahre Dichter gibt, so zählt zu ihnen Paul Gerhardt. Er macht sich frei von den verschrobenen Neuerungen der weltlichen, gelehrten Dichter, von dem Trübsinn und der Schwarzsichtigkeit der Geistlichen, von den Tändeleien und den Plattheiten der Liederdichter. In ihm waltet der Geist Luthers fort, und in seinen Gesängen tritt das Volksgefühl weit ansprechender hervor als die Korrektheit der Dichter, die sich um Martin Opitz scharten.



Paul Gerhardt zum 250. Todestag am 27. Mai.

Paul Gerhardt wurde am 12. März 1607 zu Grafenhainichen in Kursachsen geboren, erhielt 1651 ein geistliches Amt zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, das er 1657 mit einem Diakonat an der Nikolai-Kirche in Berlin vertauschte. Hier nahm er an den Verhandlungen zwischen Lutheranern und Reformierten teil, deren Vereinigung vorzüglich durch seine Unbeugsamkeit nicht zustande kam. Da er sich dem Toleranzedikt des Großen Kurfürsten nicht fügen wollte, wurde er nach fast zweijährigen Verhandlungen 1666 abgesetzt, und im Jahre darauf erlangte zwar seine Gemeinde seine Wiedereinsetzung, aber schon nach einem Monat entsagte er freiwillig seinem Amt. Im Jahre 1668 folgte er von Berlin aus einem Rufe als Archidiakonus nach Lübben in der damals sächsischen Lausitz. Hier starb er nach einer reichgesegneten Wirksamkeit am 27. Mai 1676.

Einzeine von den Gemeinden, die mit der Lebensgeschichte des Sängers in einem besonderen Zusammenhang stehen, haben ihre Feiern denn auch für den 27. Mai in Aussicht genommen, jedoch bestehen noch immer Meinungsverschiedenheiten, ob der 27. Mai wirklich der Todestag ist. Häufig wird als solcher der 7. oder der 17. Juni angegeben. Nach neueren Forschungen aber steht unzweifelhaft fest, daß Paul Gerhardt am 27. Mai 1676 gegen 2 Uhr nachmittags heimgegangen ist. Sein Amtsbruder Hutten teilt bereits am 30. Mai dem Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg mit, „daß Gott Herrn Paul Gerhardt Archidiakon um dieser Kirchen allhier am nächstverflossenen 27. Mai abgefordert." Man rechnete in der Niederlausitz bereits nach dem Gregorianischen Kalender, der hier schon bald nach 1582 in Geltung war. In Preußen dagegen richtete man sich noch bis zum Jahre 1701 nach dem alten Julianischen Kalender. Wäre Paul Gerhardt also in Berlin gestorben, so müßte man den 17. Mai als seinen Todestag feiern. Die Eintragung in dem Lübbener Begrabenenregister von 1676 lautet: „Den 7. Juni Herr

Am alten Schulhaus

Da steh ich wieder im Heimattal
Am alten Schulhaus und träume —
Verklärend fällt ein Sonnenstrahl
Hinein in die dunkelnden Räume.

Das Fenster ist offen, ich trete davor —
O nimmer hab ich's vergessen;
Dort ist das Plätzchen, wo ich im Chor
Harmloser Kinder gesessen.

Wie klein die Bank! Heut trüge sie nicht
Wie einst die Last meiner Jahre;
Heut wäre zu gramvoll ihr das Gesicht
Unterm wirren bleichenden Haare.

Wie hab ich gejubelt, als ich's verließ! —
Ach, ich Tor, kaum kann ich es fassen;
Ich wußte nicht, daß ich ein Paradies
Auf Erden sollte verlassen.

Wie gerne gäb ich die Freuden zurück,
Die rauschenden — ungezählet,
Wie gerne der Liebe gleißendes Glück,
Der Liebe, die mich gequälet.

Könnt ich noch einmal das Weh der Brust
Und all ihre Sorgen lindern,
Könnt ich noch einmal in Jugend und Lust
Ein Kind sein unter Kindern! —

Da steh ich nun wieder im Heimattal
Am alten Schulhaus und träume —
Verklärend fällt ein Sonnenstrahl
Hinein in die dunkelnden Räume . . .

Hans Willy Mertens.

Paul Gerhardt Siebenjähriger, fleißiger und wohlbekannter Archidiakonus dieser Kirchen im 70. Jahre seines Lebens." An diesem Tage, dem ersten Sonntag nach Trinitatis, ist die Beisetzung in der Kirche erfolgt, ohne daß die Stätte durch ein bleibendes Denkmal ausgezeichnet worden wäre. Weil man den Begräbnistag für den Todestag ansah, hat man dann den 7. Juni als Todestag gerechnet.

Noch heute und für ewige Zeiten lebt und wirkt Paul Gerhardt in der evangelischen Kirche fortlebend, durch seine Lieder, die im Gegensatze zu den Bekenntnisliedern der Reformationszeit einen fast durchweg erbaulichen Charakter tragen. In seinen 120 Liedern, wahren Mustern des evangelischen Kirchenliedes, hat er den volksmäßigen Ton wieder angeschlagen, den die Kunstdichter aufgegeben hatten, und er wurde, da er zugleich auf Veredelung der Form bedacht war, der zweite Schöpfer des deutschen Kirchenliedes. Von der Lutherschen Auffassung trennte er sich darin, daß er die subjektive Anschauung begründete und weniger das kirchliche Gemeindebewußtsein als die besonderen Beziehungen des Menschen zu Gott behandelt. Der unerschütterliche Glaube an Gottes Liebe ist der Grundgedanke seiner Lieder, und es ist begreiflich, daß dieser Glaube gerade in der trostlosen Zeit des Jammers und des Elends, unter dem alle Stämme Deutschlands seufzten, lebendig werden mußte. Gerhardt hat in der Tat in seinen Liedern nur ausgesprochen, was Millionen Herzen fühlten. Aber er hat es als Dichter, das heißt in einer Weise ausgesprochen, daß jeder darin die geheimsten Empfindungen seiner Seele wieder erkannte und mit einer Klarheit und Lebendigkeit ausgesprochen fand, wie er sie selbst nie hätte in Worte kleiden können.

Viele von seinen Liedern sind Gemeingut der evangelischen Christen geworden. Die bedeutendsten seiner Lieder sind: „Wach' auf, mein Herz, und singe"; „O Haupt voll Blut und Wunden," das er nach einer lateinischen Hymne umdichtete; „Nun ruhen alle Wälder" und vor allem „Befiehl du deine Wege", das sich an Psalm 37, 5 auch in den Anfangsworten der Verse anschließt.

Aus der wuchtigen Wahrheit, die in Gerhardts Liedern lebt, ist es auch zu erklären, daß sich die stets geschäftige Sage schon früh ihrer bemächtigte. Das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes Güte und Liebe tritt in dem schönen Gesang: „Befiehl du deine Wege" so mächtig hervor, daß sich die Legende bildete, Gerhardt habe dieses Lied in der traurigsten Zeit seines Lebens auf der Flucht gedichtet. Dies trifft jedoch nicht zu, da es bereits im Jahre 1659 entstanden ist. Gerhardts Darstellung ist höchst einfach, oft wahrhaft kindlich und mächtig ergreifend wie das Volkslied, sodaß manche von seinen Liedern echte Volkslieder geworden sind; außer „Befiehl du deine Wege" besonders das innig-schöne Abendlied.

—⊙—

Deutsche Kulturarbeit an der Adria

Von Hans Bege.

Schon schmückt sich der mit Früchten vom blassen Gelb bis zum dunklen Rot behangene Erdbeerbaum auf Brioni mit neuen Blüten, und die köstlich duftende japanische Mispel hat ihre Knospen geöffnet, auch der immergrüne Schneeballstrauch beginnt schon seine Blüten zu entfalten. Gibt es doch keinen eigentlichen Winter auf dieser paradiesischen Insel, auf der sich an einen bis in den Oktober reichenden Sommer ein Herbst reiht, der frühlingsähnliche Vegetationserscheinungen in Menge bringt und ohne eine Periode völligen Absterbens der Natur in den schon im Februar beginnenden Lenz hinüberleitet.

Im istrischen Volk lebt eine alte Sage: Als Gottvater mit der Erschaffung der Welt fertig war, lag Istrien als ein Land von wunderbarem Zauber da. Ein großer blühender Garten, von der blauen Adria umspült. Nun lagen aber nicht weit von Istrien große Steinhaufen, die dem Schöpfer bei der Erschaffung der Erde übrig geblieben waren. Gott gab deshalb einem seiner Engel den Befehl, die Steine zu sammeln und in das tiefste Meer zu werfen. Voll Wut und Haß hatte aber Satan die Entstehung von so viel Schönheit verfolgt, aber gegen Gott konnte er nichts unternehmen. Als nun der Engel in seinen mächtigen Sack die Steine eingesammelt hatte, schnitt der Satan den Sack auf und die Steine fielen auf das blühende Land und verwüsteten fast die ganze Gegend. Nur einige wenige Stellen leuchteten unverletzt und zeigten noch die ganze große Schönheit der Schöpfungstage. Traurig sahen die guten Engel die Zerstörung. Sorgfältig hoben sie die verschonten Stellen empor und setzten sie ins Meer. So entstanden die istrischen Inseln — Paradiese an Schönheit in der blauen Adria. Eine der wunderbarsten ist Brioni, das der Deutsche Paul Kuppelmieser aus seinem Dornröschenschlaf erweckt hat.

Es ist noch nicht allzu lange her, da mußte der berühmteste Reiseführer nicht viel von Brioni. Im Bädeker von 1869 findet man bei Rennung der Reiseroute Rovigno-Pola die Bemerkung: „Vor Fasano rechts die Hügelreihe der nur zeitweilig bewohnten istrischen In-

seln (Unterkunft und Verpflegung ausgeschlossen); eine schmale Meerenge trennt sie vom sitrischen Festlande. Die Genuesen besiegten hier 1376 die Flotte Venedigs. In den Bergen der Insel brachen die Venezianer die Steinblöcke für ihre Paläste und Brücken." Dies ist das erste Mal, daß Brioni in der modernen Reiseliteratur überhaupt Erwähnung findet.

„Unterkunft und Verpflegung ausgeschlossen" — ein verlassenes, verschollenes Gebiet. Aber es war nicht immer so. Einst in klassischer Vorzeit herrschte hier einmal höchste Kultur, von der heute nur noch Ruinen zeugen. Nachgrabungen haben Tempel-, Wohnungs- und Wasserkunstanlagen aus der Römerzeit freigelegt. Im Mittelalter wird dann Brioni des öfteren in Privilegien erwähnt, die von den Kaisern und Päpsten den Bischöfen von Parenzo ausgestellt wurden, denen die Einkünfte aus den Salinen sowie auch die Fischereirechte in den Gewässern der Insel zustanden. Die Salinen gingen dann später in den Besitz der Republik Venedig über und werden noch 1625 als staatlicher Betrieb genannt. Nach dieser Zeit bis ins 18. Jahrhundert gehörte die Insel der berühmten venezianischen Patrizierfamilie Carnora. Aber Venedigs Macht erblich und auch Brioni entvölkerte sich mehr und mehr. Die Anlagen verfielen, und die Insel versank gleich Dornröschen hinter dichtem Buschwerk in einen Zauberschlaf. Brioni war eine Wüstenei geworden, wo die Malaria herrschte, und die Macchia überzog weiter ihre Fluren und Höhen und wehrte den Freinden, der einen Versuch machen wollte, die Insel zu durchstreifen, schon am Strande ab.

Da kam in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus der Ferne ein Mann mit offenem Auge und richtigem Erkennen. Paul Kuppelwieser, ein Sohn des bekannten Kirchenmalers Kuppelwieser, der ein Freund von Schwind und Schubert war, kaufte Brioni mit Brioni minore und noch einigen kleinen Inseln und begann das verwahrloste Eiland in einen modernen Kurort umzuschaffen. Die ganze Tatkraft und Umsicht der Eroberernatur dieses Deutschen gehörte dazu, dieses Riesenwerk zu vollenden. Der schlimmste Feind, den es zu besiegen galt, war die Malaria.

Mit der Ausrodung des undurchdringlichen Gestrüpps war man in ungefähr einem Jahrzehnt fertig geworden, aber die sonstigen Versuche zu einer Sanierung der Insel hatten noch immer nicht zu einem vollen Erfolge geführt. Da wandte sich Kuppelwieser kurz entschlossen an Geheimrat Robert Koch, der seinem Notruf ohne Verzug Folge leistete. Schon 8 Tage nach Empfang von Kuppelwiesers Brief landete der Gelehrte in Begleitung der Professoren Frosch und Elsner auf Briom, und nahm sogleich mit allen der Wissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln den Kampf gegen die herrschende Malaria auf. Der Forscher untersuchte genau die klimatischen und geologischen Verhältnisse der Insel. Seine Ratschläge wurden auf das peinlichste ausgeführt, und der Erfolg gab ihm recht: es gibt seitdem keine Malaria mehr auf Brioni.

Eine der schwierigsten Aufgaben war die Beschaffung guten Trinkwassers. Auch diese Frage wurde gelöst durch die Anlage einer submarinen Wasserleitung vom Festlande her. Im Jahre 1908 war das Werk vollendet.

Immer mehr Land wurde nach und nach zur Bebauung gewonnen, und wo so lange eine unentwirrbare Wildnis war, liegt heute ein Mustergut. Die ganze Insel verbindet ein weit verzweigtes Straßen- und Wegenetz. Das zuerst kleine Gasthaus mußte bald vergrößert werden, und so ist nach und nach in den Jahren vor dem Krieg die jetzige große Hotelanlage herausgewachsen, die ungefähr 500 Gästen Aufnahme gewähren kann.

Der Krieg hat auch für den Besitzer von Brioni schwere Zeiten gebracht, und die schwersten kamen wohl nach Friedensschluß, denn Brioni gehört jetzt nicht mehr zu Oesterreich, sondern ist unter italienische Herrschaft gekommen. Doch die Kuppelwieser haben auch diese Zeiten überwunden, und der Sohn des während des Krieges verstorbene Paul Kuppelwieser hat mit echt deutscher Energie das großartige Unternehmen des Vaters zu einer neuen Blüte gebracht.

Durch nichts kann die Größe der Kulturarbeit die das urwaldlich verwilderte Eiland während der letzten Jahrzehnte zu einem wahren kleinen Paradiese umgewandelt hat, besser charakterisiert werden, als durch Vergleich der Notiz von wenigen Zeilen im Badeker von 1869 mit den viele Seiten füllenden Mitteilungen der neuesten Führer über Brionis heutige Reiseverbindungen, Verkehrsanlagen, Hotelbauten, den Riesenpark der Insel, ihren vorbildlichen Golfplatz, ihre sportlichen Veranstaltungen aller Art, ihre Bäder, Hafenanlagen und den rationellen Gutsbetrieb mit Wein- und Gemüsebau, Pferdezucht und Meierei.

Ein kleines Haus in Südtirol

In der „Deutschen Welt", der Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland, finden wir nachstehendes Gedicht. Wir können den ständigen Bezug dieser reich ausgestatteten, belehrenden und unterhaltsamen Zeitschrift dringend empfehlen (Jahresbezug — 12 Hefte — für Mitglieder des V. D. A. 7 Mark).

Ein kleines Haus am Rande von Meran,
Die Fenster tief im Rebenlaub versunken,
Und jeder Fuhrmann hält den Wagen an —
Der beste Wein Tirols wird hier getrunken!
Frau Wirtin holt die Zither von der Wand
Und stimmt sie leise auf den schlanken Knien —
Gott segne dich, du mein Tirolerland,
Und dich vor allem, Traube von Tramin!

Der Krieg war lang. Ich bin nach langen Jahren
Nun endlich wieder ins Tirol gefahren.
Das kleine Haus, es steht noch, wie es war,
Um seine Giebel rankt der dunkle Wein.
Die Berge leuchten rosenrot und klar,
Darüber blauer Himmel, Sonnenschein!
Die Menschen aber — das ist nicht wie einst!
Die Menschen, die ich sah — Tirol, du weinst?

Ein neuer Gast saß breit vor seinem Krug,
Faszistisch war die Kleidung, die er trug,
Der Bauern Blicke schossen zu ihm hin —
Er störte. Wußte es. Es freute ihn.
Er lächelte mit höhnischem Gesicht,
Bekümmert hat sich niemand um den Wicht,
Die falsche Katze nur schlich um ihn her
Mit krummem Rücken, schnuppernd, wer er wär'.

Die Bauern tranken schweigend ihren Wein,
Frau Wirtin schenkte stumm den neuen ein,
Vergessen hing die Zither an der Wand —
Wo blieb dein Frohsinn, o Tirolerland?
Sein Glas Traminer leert nun der Signor,
Greift in die Tasche, holt ein Geldstück vor,
Sieht auf die Uhr — O, wär' es für ihn schon zu spät!

„Pagare! Zahlen!" — Gott sei Dank, er geht!

Er ging. Und plötzlich kam der Sonnenschein,
Und glänzte golden im Traminerwein.
Frau Wirtin holt die Zither von der Wand
Und stimmt sie lächelnd auf den schlanken Knien
Und gleitet leise mit der weichen Hand
Wie prüfend über ihre Saiten hin —
Dann schmettert hell ein kleines Lied hervor: —
Tiroler Bauern, singt es mit im Chor!

„Tirol is lei oans,
Is a Landl, a kloans,
Is a schians, is a feins,
Und das Landl is meins!"

A. Schmidtmayer.

Es ist wundervoll, in der milden und doch erfrischenden Luft durch die einem Parke gleichenden romantischen Teile der Insel zu streifen. Immer wieder wechseln die Bilder, immer wieder neue Schönheiten tun sich dem entzückten Auge auf. Ueberreich hat die Natur sie über dieses Eiland ausgestreut. Der Wanderer glaubt sich in einen Zaubergarten versetzt, dessen weltabgeschiedene Stille Beruhigung für Körper und Seele verspricht.

Die Perle aller Schönheiten Burionis ist wohl das in seiner subtropischen Pflanzen- und Blütenpracht mit seinen pittoresken Formen einzige Val Maria. In einem alten Steinbruch haben hier Natur und Menschenfleiß ein Wunderwerk geschaffen. Hochragende Palmen, schattenspendende Lorbeer- u. Zypressenhaine, Bambusrohre, Agaven und Bananen neigen sich im Winde, berauschende Blumendüfte erfüllen die Luft, und an den Strand rollen im ewig gleichen Rhythmus die blauen Wogen des Meeres.

Was den Wanderungen auf der Insel neben den landschaftlichen Schönheiten einen so besonderen Reiz verleiht, sind die Spuren einer reizchen geschichtlichen Vergangenheit. In dem lieblichen Val Madonna bieten die hervorragenden Mauern einer zerfallenden Basilika, von Zypressen umstanden, ein schwermütiges Bild. Noch andere Ruinen des Mittelalters findet man, wie Zisternen, Salinenbauten und Grabmalreste christlicher Friedhöfe. In Val Catena am Ostabhange des Monte Castelier sind viele Ueberreste der römischen Niederlassung aus den letzten Dezennien der republikanischen Aera Roms freigelegt, Villenbauten, ein Venustempel und eine große Brunnenanlage. Hier heben sich schlanke Pfeiler in den blauen Himmel und künden von einer Kultur, die da einst groß und fest gegründet schien und doch im ewigen Wandel der Zeiten in Schutt und Staub versunken ist. Hier, wo einst der üppigste Luxus des weltbeherrschenden Roms sich breit machte, ist nichts geblieben als eine Reihe Säulen und spärliche Mauerreste, und nur das ewige Meer flutet heran, die vor Jahrhunderten, unbekümmert um alle Wandlungen, die sich an seinen Ufern abspielen. Wer einmal die Insel durchwanderte, wer einmal am Gestade ihrer Westküste in Val Madonna die Sonne untergehen sah, den wird die Sehnsucht nach der schönen Brioni nicht mehr verlassen.

Gewitterfurcht und Blitzgefahr

Von K. Jenssen.

Die Zeit ist wieder gekommen, wo die Natur häufiger das eigenartige und schöne Schauspiel des Gewitters bietet, wenigstens für den der von Gewitterfurcht einigermaßen frei ist. Aber unter allen regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen in unserem Vaterlande, den größere Erdbeben und Vulkanausbrüche nicht kennt, ist doch das Gewitter derjenige Vorgang, der am meisten Angst und Schrecken verbreitet. „Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen, wenn dumpftosend der Donner hallt", dann fühlen sich auch in unserem Zeitalter noch zahllose Herzen „in des furchtbaren Schicksals Macht" und ganz besonders Frauen und Kinder legen oft eine derartige Furcht an den Tag, daß man schon die Vermutung ausgesprochen hat, es liege hier ein durch die elektrische Spannung der Atmosphäre bedingter physiologischer Reiz vor, gegen den der Mensch machtlos sei.

Davon kann nun aber keine Rede sein; die Gewitterfurcht ist ein rein psychischer Prozeß, wie schon allein daraus hervorgeht, daß Wickelkinder und Schwachsinnige, die das Gewitter kaum bemerken und jedenfalls keine rechte Vorstellung davon haben, durchaus unberührt davon bleiben. Auch Leute, die mit einem gesunden Schlaf gesegnet sind, verschlafen gelegentlich die schwersten Gewitter, ohne daß sich die geringste physiologische Wirkung bemerkbar macht.

Daß lange die Gewitterfurcht berechtigt war, bedarf nicht erst des Nachweises. Bis zum 18. Jahrhundert kannte die Menschheit zum Schutze gegen die Blitzgefahr nur unzählige abergläubische und ganz wirkungslose Mittel, aber keinen einzigen wirklichen und zuverlässigen Schutz. Seitdem uns Franklin den Blitzableiter geschenkt hat, ist die alte Furcht für zahlreiche Fälle ganz unberechtigt. Wer in einem mit einer ordnungsmäßigen Blitzableiteranlage versehenen Hause weilt, der hat von dem Gewitter nichts zu befürchten. Doch auch wer in einem Hause ohne Blitzableiter weilt, hat nur in verhältnismäßig seltenen Fällen ein Recht zur Gewitterfurcht. In der heutigen Großstadt mit ihren Riesenhäusern können Blitzschläge für die Bewohner und ihr Eigentum kaum jemals eine nennenswerte Schädigung ernster Art bedingen. Man sehe sich die Gewitterchronik irgend einer Stadt für eine Reihe von Jahren neuerer Zeit an. Man wird finden, daß fast ausnahmslos die vorkommenden Blitzschläge entweder als „kalter Schlag" irgend einen Schornstein oder einen Hausvorsprung trafen, um dann, nach Anrichtung eines meist nur unbedeutenden Materialschadens, wirkungslos abzuleiten, oder daß sie in Bäume, in Straßenmasten der elektrischen Bahn und in ähnliche leblose Gegenstände hineinfuhren, wo sie keinen beträchtlichen Schaden hervorrufen konnten. Alle Todesfälle durch Blitzschlag in der Großstadt betreffen Personen, die sich im Freien aufgehalten haben. Auf der Landstraße, unter einem Baum, wird alljährlich gar mancher vom Blitze ereilt, aber im Innern der städtischen Häuser, sind derartige Fälle auch dort, wo kein Blitzableiterschutz vorhanden ist, so selten geworden, daß man behaupten darf, daß jemand, der in einem fahrenden Eisenbahnwagen, in einem Auto sitzt, in verhältnismäßig größerer Lebensgefahr schwebt, als der Insasse eines Steinhauses beim schwersten Gewitter.

Nur in einer Hinsicht ist der Mensch im Innern eines Steinhauses gewissen, allerdings verhältnismäßig geringfügigen Beschädigungen ausgesetzt: nämlich infolge der Induktionserscheinungen, die bei schweren Entladungen gelegentlich in elektrischen Leitungen auftreten. Es ist ja allbekannt, daß man während eines Gewitters nicht telephonieren und sich auch dem Telephonapparat möglichst nicht nähern soll, wenigstens dort, wo noch der Fernsprechoberleitungsbetrieb angewandt ist. Mit Recht wird daher auf den Fernsprechämtern der Dienst während des Gewitters eingestellt. Das Telephon ist während des Gewitters der gefährlichste Punkt in der Wohnung. Von diesen Ausnahmefällen abgesehen, gegen die man sich aber unschwer schützen kann, ist der Mensch im städtischen Steinhaus so sicher, wie Reukers köstliche „Dörchläuchting" auf ihrem Glas- und Schellackthron in ihrem mit 16 Blitzableitern gesicherten Neubrandenburger Schloß. Will der Mensch, zumal zur Nachtzeit, noch ein übriges tun, um sein Leben gegen das Toben des Gewittergottes zu schützen, so kann er gar nichts Klügeres tun, als sich ins Bett zu legen und, wenn möglich, schlafen. Die Mehrzahl der benutzten Bettstellen wirkt wie ein Isolator und schützt den darin liegenden Menschen mit nahezu absoluter Sicherheit. Es ist daher sehr töricht, wenn zahlose Menschen bei nächtlichen Gewittern aufstehen und ruhelos in der Wohnung auf- und abwandern. Ja, aber, so sagen solche Leute stets, wenn man sie auf das Unsinnige ihres Tuns hinweist, es wäre doch möglich, daß der Blitz einschlägt und zündet. Für den Fall einer Feuersbrunst wünschen wir angekleidet zu sein! Auch dies ist völlig unnötig! Der Fall, daß ein Blitz zünden kann, kommt bei strohgedeckten Scheunen, Stallungen, Strohmieten usw., auch in Bauernhäusern alter Bauart nicht selten vor, wo Holzbauten mit metallenen Bestandteilen verbunden sind, aber in unseren modernen Stadtwohnungen und auch in Bauernhäusern neueren Stils, die solide gebaut sind, findet der Blitz kaum jemals etwas vor, was er in Flammen setzen kann, und überdies dringt der Blitz eben ins Innere der massiv gebauten Häuser höchst selten ein. Ist nun gar noch ein wirklich gut angebrachter Blitzableiter auf dem Hause, so ist die geringste Besorgnis beinahe als ein grober Unfug zu bewerten. Unvollkommene Blitzableiteranlagen freilich gefährden das Haus mehr, als sie ihm nützen. Blitzableiter, die ihren Weg zur Erde durch einen mit brennbaren Stoffen angefüllten Bodenraum nehmen, und ähnliche Ungeheuerlichkeiten sind oder waren nicht selten. Unter tausend städtischen Blitzableitern pflegt im Laufe von Jahrzehnten kaum einer wirklich in Tätigkeit zu treten — so selten sind die einschlagenden Blitze; dennoch empfiehlt es sich, wenn man ganz sicher gehen will, auf sehr ausgedehnten Häusern statt eines Blitzableiters deren zwei oder drei anzubringen, je einen an den Enden und einen in der Mitte. Es muß aber auch genügen; ein Mehr wäre Verschwendung! Man sieht auch in dieser Hinsicht oft des Guten zu viel getan. Die 16 Blitzableiter, die die schon oben genannte gewitterfürchtige Neubrandenburger Durchlaucht auf ihrem Schloß anbringen ließ, und die man noch heute bewundern kann, stehen ganz und gar nicht vereinzelt da.

Außerhalb der Häuser ist der Mensch natürlich noch ganz genau so wie in alter Zeit den Gefahren des Wetterstrahles ausgesetzt. Die guten alten Erfahrungsregeln gelten dabei heute wie stets, vor allem, daß man sich hüten soll, auf freiem Felde der einzig hervorragende Punkt zu sein oder gar unter einem vereinzelt stehenden Baum oder einer einsamen Heumiete Schutz vor dem Regen zu suchen. Auch die alte Weisheitsregel für den, der in gemischtem Walde vom Gewitter überrascht wird, sei ins Gedächtnis zurückgerufen: „Vor den Eichen sollst du weichen, vor den Fichten sollst du flüchten, doch die Buchen sollst du suchen." Diese alte Volkswahrnehmung ist durch die wissenschaftliche Forschung als völlig zutreffend nachgewiesen worden. Hat man doch statistisch nachgewiesen, daß bei gleich großem Bestand auf 52 vom Blitz getroffene Eichen nur ein Blitzschlag in eine Buche kommt. Allenthalben in Deutschland hat man die Wahrnehmung gemacht, daß die Zahl der Schadenblitze seit einigen Jahrzehnten in einer ganz erstaunlich starken Zunahme begriffen ist. Die Ursachen dieser Erscheinung sind noch nicht klar zu erkennen. Trotz dieser Tatsache, die für manche Aengstliche etwas Beunruhigendes haben wird, sind in den Städten aus den angedeuteten Ursachen die tätlichen und zündenden Blitzschläge auf ein Mindestmaß zurückgegangen. Deshalb darf man mit Recht für den modernen Städter die Gewitterfurcht als überlebt bezeichnen. Es ist die ererbte Furcht und Gewohnheit von vielen hundert Geschlechtern, die sich regt, wenn man in der sicheren Stadtwohnung ein Bangen beim Gewitter empfindet, aber einige Vernunft und Ueberlegung sollten ausreichen, um gegen diese törichte Schwäche anzukämpfen und ihrer Herr zu werden, die uns heute nur Unbehagen, Aerger und Verdruß schafft, ohne den mindesten praktischen Wert zu haben!

Familie Fink

Von W. Berger.

Die Natur in Feld und Wald hat sich jetzt von neuem voll entfaltet und ihr prächtiges grünes Gewand angelegt. Viele der Frühlingsblumen haben bereits ausgeläutet. Die große Sängerschar, die aus der südlichen Winterherberge zurückgekehrt ist, läßt jubelnd ihre fröhlichen Weisen erschallen. Unter ihnen sind besonders lustige Gesellen die Familie der Finken: Buchfink, Hänfling, Grünfink und Stieglitz. Von ihnen gilt: „Vögel von gleichen Federn fliegen gern zusammen."

Der bekannteste Vertreter dieser Sippe ist der Buchfink, auch Edelfink, Rot- und Waldfink genannt. Hinter der Scheune stehen zahlreiche alte Bäume, die schon ein Buchfinkennest verbergen können. Schnell werden die einzelnen Bäume gemustert. Bald ist der rechte herausgefunden. Dicht am Stamm einer knorrigen Kopfweide beginnt das Weibchen das Nest zu bauen. Dünne feine Halme und Würzelchen, grünes Moos und graue Flechten schleppt es herbei, verwebt alles fein säuberlich und verklebt es mit klebrigen Gespinsten. Aeußerlich lauter hell- und dunkelgraue Flechten, dazwischen grünes Moos und graue Rindenstückchen, steht das Nest da, der Umgebung so täuschend ähnlich, daß wir es schwerlich finden würden, machte uns nicht das fleißige Weibchen durch nimmermüdes Heranschleppen der Baustoffe auf den Standort aufmerksam. Ein Prachtbau ist das Buchfinkennest. Nur wenige sind's, die sich im Nestbau mit dem Buchfinken messen können. Wie ist es inwendig zierlich und weich mit feinen Federchen und Wollklümpchen ausgepolstert, wie schön gerundet und geglättet die tiefe Mulde. Während sich das Weibchen müht und plagt, kümmert sich das Männchen wenig um die Arbeit. Dagegen schmettert es seinen Gesang von der Spitze des Baumes hernieder, als wollte es sein Weibchen zu fleißigem Tun ermuntern. Allerdings ist der Buchfinkenschlag nicht überall gleich wertvoll, manche Gegenden weisen herrliche Schläger auf, andere nur Stümper. Am Harz, wo früher die Finkenliebhaberei in besonders hoher Blüte stand, wo man dem Schlag dieses Vogels je nach seinem Klange und seiner Dauer, nach seinen Anfangs- und Schlußakkorden besondere Namen beilegte, zahlte man für den besten Sänger hohe Summen. Sind die ersten Finkenkinder glücklich dem Nest entflogen und der Fürsorge der Alten entwachsen, machen diese sofort Anstalten zur zweiten und zugleich letzten Brut. Im Juli ist das Brutgeschäft beendet, und auch diese Kinder sind bald der Pflege und Obhut der Eltern enthoben. Mit rührender Liebe hängen die Alten an ihren Jungen; kläglich schreien sie, sobald sich eine Katze oder auch ein Mensch dem Nest naht. Wie ängstlich gebärden sie sich, wie jämmerlich klagen sie, wenn sie ihre Brut in Gefahr wähnen.

Während der Sommermonate dienen in erster Linie Insekten, namentlich zarte grüne Räupchen, dem Finken zur Nahrung. Die übrige Zeit des Jahres leben die Buchfinken fast ausschließlich von Sämereien, besonders ölhaltige, Rübsamen, Lein-, Mohn-, Distel- und Klettensamen; der Same von Spinat und Salat, daneben wieder Kiefern-, Fichten- und Erlensamen munden ihnen vortrefflich.

Der Name Buchfink, so bezeichnend er auch sein mag, kennzeichnet jedoch nicht vollständig den Aufenthalt unseres Vogels. Ueberall dort, wo wir Bäume antreffen, finden wir auch den Buchfinken. So kommt es auch, daß er neben Schwalbe und Sperling, Drossel und Lerche der bekannteste Vogel bei uns ist. Im lichten Buchenwalde ist er eben so heimisch wie im finstern Tannendickicht, aus den Reihen weißschimmernder Birken vernehmen wir seinen Schlag ebenso, wie in dem mächtigen Eichenbestande, und auf den Obstbäumen der Landstraßen und den Zierbäumen der Alleen findet man ihn ebenso oft wie in den bestgepflegten Parks und Obstgärten. In Dorf und Stadt, in Tal und auf Bergen, selbst weit ab von jeglichem Gewässer begegnen wir ihm.

In äußerer Farbenpracht wird der Buchfink noch übertroffen von dem Stieglitz oder Distelfink. Der Vorderkopf glänzend dunkel- oder hellrot, Oberkopf samtschwarz, Nacken und Schultern gelblich braun, Brust und Hals schön gelbrötlichbraun, dazu die tiefschwarzen Flügel mit dem hellgelben Schilde und dem Schneeweiß an den Enden der Schwung- u. Steuerfedern; so ist der Stieglitz einer der farbenprächtigsten Vögel überhaupt, die unsere Heimat beherbergt. Zu einem solch farbenprächtigen Vogel paßt ganz sein lebensfrohes Wesen; ist er doch ein außerordentlich lebhafter, unruhiger, flinker, kecker, listiger und zelebriger Vogel, ein guter fleißiger Sänger, rascher, gewandter Flieger, ein geschickter Kletterer. Die Spätsommersonne hat überall in Garten und Feldern, an Hecken und Zäunen eine Menge Samen gereift, der für unsere Vögel wahre Leckerbissen bildet. Dort an der Mauer steht in zahlreichen mehr denn fußhohen Stauden die Klette. Niemand freut sich über diese Pflanze mehr, als gerade der Stieglitz. Am Rand des Weges wachsen zahlreiche Disteln und strecken ihre weißen Köpfchen in die Luft. Da ist's Zeit für den Distelfink. Da gibts Nahrung in Hülle und Fülle und fällt der Schnee im Winter nicht zu hoch, oder überzieht kalter Rauhreif alle Pflanzen, bleiben wenigstens die Abhänge der Berge, an denen der Same der stengellosen Distel gedeiht, vom Schnee befreit, so ist auch dann noch der Tisch für den Stieglitz reich gedeckt; andernfalls bleibt auch für ihn nichts anderes übrig als zu wandern. Ganze Flüge durchstreifen, wenn es die Witterung gestattet, vom Herbst bis Frühjahr unsere Fluren; bald sehen wir einen Trupp auf den hohen Disteln am Wege, bald auf den abgeernteten Getreidefeldern, bald auf den samentragenden Erlen am Bache. Bei Sommertag hält sich der Stieglitz lieber in den Baumpflanzungen und Obstgärten der Dörfer auf. Während sich sein Vetter, der Buchfink, auch hinauswagt in den finsteren Nadelwald, liebt der Stieglitz wohl kleine Feldgehölze, zieht dieser aber Parks mit hohen Bäumen vor. Weit ab vom Stamme, auf einem kaum fingerdicken Zweige, inmitten eines dichten Büschels von kleinen Zweigen und dichten Blättern, steht sein Nest. Die Jungen werden in den ersten Tagen nur mit zarten Räupchen gefüttert, die die Alten von den Blättern der Bäume absuchen. Sind aber die Jungen erst kräftiger, so vertragen sie neben der zarten Fleischnahrung auch die derbere Körnerkost. Bald hat die kleine Schar das Nest verlassen und tummelt sich in den Bäumen umher. Gärten und Felder werden durchstreift. In kurzem, zuckendem Fluge eilen sie schnell im Bogen durch die Luft, fortwährend ihre Stimme vernehmen lassend; denn lustig ist der Stieglitz. Das Männchen ist ein fleißiger Sänger. Im Freien hört man ihn, sobald im Frühjahr schöne Tage kommen, vom März bis in den Juli und August und fast zu allen Stunden des Tages. Auch im Herbst singt er hin und wieder, besonders aber an schönen hellen Wintertagen.

Einen ebenso fleißigen, aber ungleich talentvolleren Sänger haben wir in dem Hänfling. Er gehört bei uns zu den Strichvögeln, da er auch den Winter über, falls er nicht zu strenge ist, bei uns verbleibt, bald in diese, bald in jene Gegend streift und seinen Aufenthaltsort in erster Linie da wählt, wo er auch sein Nahrungsbedürfnis befriedigen kann. Schon zeitig im Frühjahr beginnen die Hänflinge mit dem Fortpflanzungsgeschäft, noch ehe sich die Gebüsche belaubt haben, finden sie geeignete Nistplätze. Er hat auch nicht erst nötig, sich ein Weibchen zu erkämpfen und zu ersingen, wie der Buchfink, sein Weibchen hat noch vom vorigen Jahre zu ihm gehalten. Die dornenreiche Hecke am Feldrain eignet sich ebensogut zur Anlage des Nestes wie die Buche an der Landstraße; dichtes Gesträuch oder Nadelbäume der Hausgärten gewähren ebensogut Schutz gegen die zahlreichen Feinde, wie die stachelligen Wacholder am Bergabhange, und in dem grünen Efeu auf dem stillen Friedhofe wohnt sich's ebenso gemütlich wie in den dichten Fichten drüben am Waldrande. Das Nest ist nicht gerade ein kunstvoller Bau; äußerlich recht sperrig, inwendig allerdings schön geglättet und gerundet. Allerdings hat der Hänfling nicht so sehr nötig, sein Nest der Umgebung anzupassen, wie seine Vettern.

Auch der Grünfink oder Grünling ist ein munterer Gast. Schon sobald im Frühjahr die Sonne durch die Wolken bricht, läßt das Männchen seinen lauten Gesang hören, indem es in den Wipfeln eines Baumes sitzt, oder sich immer singend, durch die Luft von einem Baum zum anderen schwingt. Doch steht sein Gesang dem des Hänflings an Wohllaut und Tiefe der Empfindung nach.

Bilder aus der französischen Verbrecherkolonie

Von H. Hesse-Newyork.

Mit einer Ladung von 340 der Edelsten und Besten der Großen Nation schickte Frankreich kürzlich abermals ein Verbrecher-Schiff zu den Guinea-Inseln. Damit lenkte es wieder einmal die Aufmerksamkeit der gesamten zivilisierten Welt auf die Strafkolonie, deren mittelalterlichen und tropischen Schrecken den Namen der Teufelsinsel zu dem Inbegriff unmenschlichster Behandlung von Sträflingen gemacht haben.

Frankreichs Elite, Mörder, Einbrecher und Banditen, die der Guillotine entschlüpften, machten sich auf die Fahrt in das Land des lebendigen Todes, wo brutale Wächter sie peinigen, wo sie sich gegenseitig quälen und die grausame Natur sie foltert mit entsetzlicher Hitze, wolkenbruchartigem Regen und tropischen Insekten und Krankheiten.

Die französische Strafkolonie besteht aus